

# Belchristische Beilage

## zu

# MODE und HAUS

II. Quartal. Ar. 9. 1900.

### Zum ewigblauen Himmel.

Von Fred von Schwarzbach.  
(Nachdruck verboten.)

Der Schnellzug brauste dem Norden zu. Zwar war der Winter seinem Ende nahe, aber dichter Nebel lagerte über dem Küstenlande von Schleswig-Holstein,

das, so weit das Auge reichte, mit Schnee bedeckt schimmerte. Und der Himmel zeigte ein trübes Grau, die Luft schien aschfarben, und selbst der weiche Schnee sah bei dieser Beleuchtung nicht fröhlich hell, sondern schmutzig und dunkel aus. Grau in Grau!

Die Reisenden in dem Wagen dritter Klasse machten traurige Gesichter, die der Abglanz ihres Gemüthszustandes waren: Solche Bitterung ertödtet die Lebensfreude, und die Sorgen und die vielen anderen Qualgeister des armen Menschenherzens können dieses widerstandslos peinigen. Am düstersten von allen aber war ein Mann von etwa dreißig Jahren gestimmt, dessen zwar schlichte, aber von einem originellen Schönheitsfimmel zeugende Kleidung den Künstler verrieth, und der die in Falten gelegte Stirn an das Kuppefenster preßte, während seine Gedanken dem rasch dahinrollenden Zuge vorauseilten. Langes, brünettes Haar umgab sein gebräuntes Gesicht; an den aufmerksamen, die Umgebung mit ganz eigenthümlich scharf umfassendem Blick mustern den Augen, der feinen, beweglichen Hand und endlich an einer dicken Studienmappe und zahlreichen Utensilien konnte man mit aller Sicherheit annehmen, daß der junge Reisende Maler sei.

So war es auch in der That. Plötzlich griff der hübsche Künstler in seine Brusttasche und zog eine kleine Photographie und einen Brief hervor. Das Bild zeigte ein junges, hübsches Mädchen mit weichen, durchgeistigten Zügen. Der vielzernitterte Brief war augenscheinlich oft gelesen und liebend gepreßt worden; auf dem Umschlag stand:

Signor Fritz Thadden  
pittore.

Roma  
poste restante.

Signor Fritz? Welch' merkwürdige Zusammenstellung! — Der Brief, der zugleich die Lösung dieses Räthfels enthielt und über den jetzt die

beiden Augen des Malers glitten, bis ihn die hervorquellenden Thränen am Weiterlesen hinderten, lautete:

Schleswig, 27. Februar 1884.

Mein guter Fredel!

Wenn Du doch erst wieder zurück wärst, das ist die Summe aller meiner Wünsche! Nicht

alte Tante Emma schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr seid wohl nähr'ich?“ Aber sie meinte es doch gut, und jetzt ist es mein einziger Trost, wenn sie zu mir kommt und mit mir von Dir spricht. Damals, als Du das Reisegeld erhalten, war ich plötzlich verschwunden, nachdem ich mich mit Dir grenzenlos gefreut, erinnerst Du Dich noch? Ganz heimlich war ich fortgeeilt, um vor Dir mein Schlußchen, das ich nicht länger zurückhalten konnte, zu verbergen. Ich habe lange weinen müssen, ich konnte nicht anders. Du wirst mich, geliebter Fritz, nicht falsch verstehen, ich wollte Dir die Freude nicht kürzen, ich war ja auch froh über Dein Glück, aber . . . ich verlor Dich doch dadurch auf viele Monate. Sei gerecht, ich habe mich bis zu dem Augenblicke, da sich der Zug in Bewegung setzte, tapfer gehalten und Dir mit dem Taschentuche zugewinkt, solange ich noch den Schwarzkopf meines Lieblings an dem Fenster des fort-eilenden Zuges erkennen konnte. Dann hat dasselbe Tuch viel Mühe gehabt, mir die Augen, die immer wieder naß wurden, zu trocknen.

Wie haben wir, Tante Emma und ich, Dich auf Deiner Reise in Gedanken begleitet! Wir sind im Geiste überall mit Dir herumgewandert, in der Campagna, auf den Sabinerbergen, am Ufer des Mittelmeeres und in der ewigen Stadt. Und als Du nun erst farbenglühende Skizzen Deiner Briefen beifügtest, Zeichnungen und Aquarelle, die von Deinem großen Talent bededtes Zeugnis ablegten! Da fragte ich mich oft: Wie komme ich dummes Mädel dazu, die Braut eines solchen Künstlers zu sein, der sicher einmal berühmt wird? Und ich hatte große Angst, Du könntest mich doch im fernen Lande vergessen. Aber dann schreibst Du mir wieder, alle die dunkelglänzenden Blicke der Italienerinnen könnten Dir ein Paar Blauäuglein, die Du stets vor Dir fährst, nicht aus dem Sinne und aus dem Herzen bringen. Da war ich stolz und glücklich und dachte: Mein Fritz ist eben so gut wie groß, und er ist mein Fritz. Du wirst mich nicht ansprechen, geliebter Fritz, wenn Du diese Kindereien liest.

Tante Emma bringt mir auch oft Bücher über Italien und hat mir eine riesige Landkarte dieses großen Stiefels geschenkt. Du wirst fragen, warum kommt die alte Tante zu Marie, das Mädel hat doch jüngere Weine und konnte zu



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches.

Nach der neuesten Originalaufnahme von J. C. Schaarwächter, königl. Hofphotograph in Berlin.  
(Mit Text auf Seite 72.)

wahr, Du bist deshalb Deinem armen Dummchen nicht böse, das sich so innig sehnt, Dich, ihr Alles, ihren ganzen Stolz und ihre Freude, das Einzige, was sie auf Erden noch hat, wiederzusehen? Ich weiß ja, daß Du auf lange, lange Monate nach dem herrlichen Italien reisen mußt, ich habe mit Dir gelacht, als ich Dich seelig vor Rom über das so sehr gewünschte Stipendium, das Dir diese wundervolle Künstlerfahrt ermöglichte, sah, wir tanzten wie zwei jubelnde Kinder im Zimmer herum, und Deine

ihr gehen, wenn sie mit ihr zusammen sein will? Ja, da hast Du Recht, und ich muß Dir auch wohl endlich den Grund schreiben, sonst thut es Tante, das hat sie mir als ihren unwillkürlichen Willen gesagt, und ich möchte lieber haben, daß Du es von mir erfährst. Ich bin seit einiger Zeit nicht ganz wohl, es ist wirklich nicht schlimm, ich werde mich ein bisschen erkältet haben und huste. Tante hat aber darauf bestanden, daß der Sanitätsrath Dreier konsultirt würde, so sehr ich mich auch sträubte. Dieser gute Herr macht, wie Du weißt, immer von jeder Kleinigkeit schrecklich viel Weisens her. Ich habe mich über ihn gewundert. Er sagte nämlich, ganz, wie ich es vorhergesehen: „Es ist nichts, mein liebes Fräulein, eine unbedeutende Erkältung, die bald geheilt sein wird.“ Aber er fügte hinzu, und das ist mir noch heute unbestritten: „Sie dürfen aber auf keinen Fall bei diesem schlechten Wetter ausgehen, sondern müssen in der warmen Stube bleiben und, wenn Sie sich schwach fühlen, lieber einen Tag lang nicht aufstehen. Mit Erkältungen, wenn sie auch noch so geringfügig sind, darf man nie spaßen!“ Nun sage mir aber einer!

Von diesem ewigen Inzimmerhocken bin ich nun wirklich ganz unwohl geworden. Wenn Du zurückkommst, wird das alles gleich anders werden. Das kleine Unwohlsein, das mich anfangs befiel, weicht dann sicher der unendlichen Freude, Dich wieder zu haben, mein einziger Junge.

Und wir wollen an unsere Hochzeit denken, an den Tag, der mein irdisches Glück zu einem vollkommenen, unvergesslichen machen wird, da wir dann immer beisammen sind, und ich Dir ganz gehöre, wie ich auch Dich für mich allein habe. In zwei Monaten, nicht? Ja, dann werden wir vereint arbeiten, Du an Deinen Werken und ich als Deine kleine, selige Helferin an Deiner häuslichen Zufriedenheit, die meine Lebensaufgabe ist. Und stolz, mein geliebter Liebling, werde ich sein als Deine Frau, als die Gattin Fritz Thaddens, des großen Meisters, wie Dich alle Welt in kurzer Zeit, wenn sie Dir endlich Gerechtigkeit angedeihen läßt, nennen muß.

Ich küsse Dich hundert Mal, mein Fredel, bleib gesund, sei froh und kehre recht bald heim zu

Deiner Marie, die Dich vergöttert!

NB. Nicht wahr, Du machst Dich, wie festgesetzt, in elf Tagen auf die Reise? Halte Dich aber auch ja warm auf der Fahrt, der Wechsel im Klima ist groß. Sicher hast Du Dich an die Wärme unter dem ewigblauen Himmel Italiens gewöhnt. Also Vorsicht! D. M.

\* \* \*

„Der Herr Sanitätsrath meint, es sei keine augenblickliche Gefahr vorhanden, aber Schonung, die größte Schonung wäre die Hauptsache,“ sagte Tante Emma zu Fritz, der sie ansah, als ob er aus ihrem Munde die Entscheidung seines Lebens oder Todes vernehmen sollte.

„Ist das auch die ganze Wahrheit, Tante?“ flüsterte er und suchte dabei mit aller Kraft seiner Stimme einen festen Ton zu geben, was ihm nur zum Theil gelang.

„Du wirst es ja selbst sehen, mein Junge!“ antwortete die alte Dame. „Nur, um des Himmels willen, nimm Fassung an! So lange sie hofft, sagt der Doktor, ist noch Aussicht auf Rettung vorhanden, drum darf Marie nicht wissen, wie . . .“

Die beiden stiegen, am Ausgange des Schleswiger Bahnhofes angelangt, in einen Wagen und fuhren vor das kleine Haus in der stillen Straße. In einer Ecke gab es ein Gedränge, und die Kutische mußte halten, ein Pferd sei gestürzt, hief es. Fritz duldete es nicht länger, er drückte der Tante stumm die Hand, sprang aus dem Wagen und eilte fort auf dem wohlbekannten Wege. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals, so daß er nur mühsam Athem schöpfte. Endlich hatte er das Haus erreicht und stürzte, drei Stufen auf einmal nehmend, die winkelige Treppe hinauf und klopfte erst leise und behutsam, dann, als nach

mehrfachen, vergeblichen Versuchen niemand öffnen kam, lauter und angstvoll.

Da erschien endlich die Aufwartefrau, die ihn erst kaum erkannte, als er sie rasch bei Seite schieben wollte.

„Gernach, Herr Thadden, keine Ueberstürzung . . . Da drinnen steht es schlecht genug . . . Der Herr Sanitätsrath hat gesagt, er müsse Sie sprechen, ich habe erst vor einer Viertelstunde nach ihm schicken müssen, ja, da war nämlich so ein schrecklicher Hustenanfall . . .“

Fritz war plötzlich wie schwindelig zu Muth, er mußte sich an die Wand lehnen. Indessen trat Dr. Dreier in's Vorzimmer und drückte ihm stumm die Hand.

„Um Gottes Willen, wie steht's, Herr Sanitätsrath?“

Der Arzt zuckte bedauernd die Achseln, dann sagte er leise:

„Leider schlecht, sehr schlecht . . .“

Und als er zögerte, drang der Maler weiter in ihn:

„Erbarmen Sie sich, verschweigen Sie mir nichts!“

Nach kurzem Zaudern sagte der alte Herr in plötzlichem Entschlusse:

„Nun denn, hier hilft keine Zurückhaltung, mein armer Freund, dies Wiedersehen mit Fräulein Marie wird die letzte halbe Stunde sein, in der sie auf Erden mit Ihnen reden kann. Aber lassen Sie es das junge Mädchen nicht merken. Sie ahnt ja nichts. Sie wird in Frieden hinüberchlafen.“

Ein schwacher Freudenruf drang aus dem Krankenzimmer hervor:

„Fredel . . .“

Im nächsten Augenblick war er bei ihr und hielt sie fest umschlungen. Mit einer übermenschlichen Anstrengung bezwang der Maler äußerlich seinen Schmerz über das bleiche, eingefallene Aussehen der Geliebten und die furchtbare Sicherheit, die er soeben aus des Arztes Munde empfangen hatte. Nur sprechen konnte er nicht. Aber Marie plauderte, mühsam, abgebrochen, während eine Flamme reinen Glückes in ihren Augen leuchtete:

„Mein einziger Liebling . . . nun bist Du da . . . ich bin ja so selig!“

Der trockene Husten unterbrach sie, und nach einer Pause fuhr sie mit immer leiserer Stimme fort:

„Nun bleibst Du bei mir, nicht . . . ? Wir trennen uns nicht wieder . . . Ich bin ja auch nicht mehr krank . . . Seit ich Deine Stimme da draußen gehört . . . ist mir so wohl . . . so wohl . . . ! Nur geh' nicht fort, mein Fredel!“

Sie schloß die Augen, müde, kraftlos.

Wie schön es da unten in Italien sein muß,“ flüsterte sie, „ich sehne mich danach . . . Nicht wahr, wir machen unsere Hochzeitsreise dort-hin?“

Noch einmal sah sie auf:

„Wie trübe es hier ist! . . . Nun, bald gehen wir zum ewigblauen Himmel.“

Sie wiederholte fast unhörbar:

„Zum ewigblauen Himmel . . . mit Dir, mein Alles . . .“

Aber plötzlich preßte das Mädchen die Hände auf die Brust, ein Zucken ging durch den Körper, Fritz stieß einen Wehruf aus, als sei er selbst tödtlich verwundet:

„Marie . . . Geliebte . . . verlaß mich nicht!“

Der Sanitätsrath war in's Zimmer geeilt, auch die Tante und die Aufwartefrau. Nach einigen Sekunden sagte der Arzt leise: „Es ist vorbei.“ Der Maler hörte es nicht, er schluchzte, während sich ihm das Herz in körperlichem Schmerz zusammenkrampfte.

Hent ist Fritz Thadden ein berühmter Name. Aber der Träger desselben ist ein stiller Mann, den man nie anders als mit leichter Melancholie gesehen. Und die Mütter hätten ihn gar zu gern zum Schwiegerohn, aber alle ihre Bemühungen sind vergeblich.

Ein Freund Thaddens, der ihn schon in seiner Jugend gekannt, klärte einmal in Gesellschaft das Räthsel auf:

„Der traurige Thadden, so nennt man ihn wohl in Berlin, hat da oben in seinem schleswiger Heimathlande eine Jugendliebe gehabt. Das mag wohl fünfzehn Jahre lang her sein. Das Mädchen ist damals vor der Zeit an der Schwindsucht gestorben. Er hat sie nie vergessen können . . .“

„Das erinnert mich an ein großes Bild, das ich bei ihm gesehen,“ bemerkte ein Herr, „er hat es nie ausstellen lassen, es bleibt in seiner Wohnung. Ein merkwürdiges Bild, das mit dem Tode seiner Braut vielleicht in Zusammenhang steht.“

Alles drängte, Näheres über das Gemälde zu erfahren, und so sagte er, nachdem er sich eine kleine Weile hatte bitten lassen:

„In einem Krankenstuhle lehnt ein bleiches junges Weib, den Tod im Herzen, aber sie lächelt, sie hat die Hände mit einer leichten Anstrengung erhoben. Aufwärts! Herrliche klare Luft ist auf dem Bilde gemalt, das uns in den Sünden versetzt. Und darunter ist auf einem kleinen Schilde zu lesen: „Zum ewigblauen Himmel.““

## „Es war ein Mal.“

Humoristische Erzählung von F. Hedingen.

(Nachdruck verboten.)

**E**in schmuckes Persönchen von ungefähr 18 Jahren schlüpfte hastig über den Fahrdrann.

Zierlich raffte sie das schwarzseidene Spitzenkleid auf, unter dem der goldgelbe Atlas hindurchschimmerte; zwei allerliebste Füßchen in gelben Schnürstiefeln kamen zum Vorschein, ferner ein Stückchen vom Volant des gleichfarbigen Atlasrockes; nur das schwarze Spitzentuch schlehte noch, sonst hätte man gemeint, ein Kind des Südens vor sich zu haben.

Am Stelle dieses Tuches trug die Schöne einen kleidsamen schwarzen Chasseuhut mit Theerose, über diese war schwarzer Tüll mit Goldstaub gebreitet.

Die dunklen Haare kränkelten sich in zierlichen Löckchen um die alabasterweiße Stirn. Funkelnde schwarze Augen belebten das schön gerundete Gesicht, dessen rosige Färbung durch ein winziges, schwarzes Mal auf der linken Wange noch mehr zur Geltung kam. Die Figur war vom schönsten Ebenmaß, nur sah man es der niedlichen Dame an, daß sie sich unnatürlich schnürte, denn ihre Taille war zum Umspannen.

Leider kennzeichnete dies ihren größten Fehler, maßlose Eitelkeit.

Die jugendliche Uebelthäterin wandelte auf verbotenem Wege; sie ging nicht etwa auf Liebesabenteuer aus, sondern sie hatte die strafbare Absicht, sich des kleinen, störenden Maales ohne Wissen ihrer Eltern zu entledigen.

Zu diesem Zwecke wollte sie den Professor Jarno auffuchen, von dem sie schon viel gehört hatte, denn an ihren Hausarzt durfte sie sich nicht wenden, der neckte sie schon zur Genüge wegen ihrer Eitelkeit.

Schon blickte sie sich nach allen Seiten um, ob auch niemand sähe, wohin sie ging, denn der Zufall wollte es, daß sich die Privatklinik des bekannten Chirurgen in der Straße befand, wo Menatens Eltern ein Haus besaßen.

Ihr Vater, ein jovialer Herr in mittleren Jahren, war Baumeister.

Die Mutter, von feltener Herzensgüte befecht, schlug ihrem Töchterchen keinen erfüllbaren Wunsch ab; hingegen besaß sie einen Blagegeist in ihrem um wenige Jahre jüngeren, einzigen Bruder Bernhard, der stets bereit war, ihr jeden erdenklichen Schabernack zu spielen.

Frau Baumeister Beglo hatte zwischen den Weiden nur immer zu schlachten, was sehr schwer erschien, denn jeder wollte „Recht“ haben.

Menate stieg leichtfüßig die Treppe hinauf und schellte. Ein Diener in dunkler Livree öffnete und ließ sie in's Wartezimmer eintreten, welches schon von Besuchern überfüllt war.

„Das kann eine lange Sitzung werden,“ dachte sie zaghaft, aber ihr wurde ganz schlimm,

als sie einige Worte der Unterhaltung aufschnappte, die sich nur um Operationen drehte.

Sie sah richtig zwei Stunden auf der Folter, ehe der Diener mit den Worten zu ihr trat:

„Gnädiges Fräulein werden von Herrn Professor erwartet.“

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, als sie vor dem Gestrengen stand, der ganz anders aussah, wie ihre Eimilbung sich's ausgemalt.

Nicht alt, sondern eher jung zu nennen, groß und schlank gewachsen, mit kurzgeschrittenen, braunen Haaren, einem kleinen Schnurrbartchen um die etwas moquanten Lippen, wies er mit seiner wohlgepflegten Hand nachlässig auf einen Stuhl und fragte mit sonorer Stimme:

„Was verschafft mir die Ehre, meine Gnädige?“

Dabei sah er sie mit seinen dunkelgrauen Augen durchdringend an, sie vergaß ihre wohleinstudierte Rede und trug ihr Anliegen ziemlich befangen vor.

Der spöttische Zug in seinen Mienen vertiefte sich merklich; eigentlich fühlte er ein heimliches Wohlwollen für die kleine Eitelkeit; aber er beschloß, angesichts der Thatsache dieser strafwürdigen Eigenschaft, recht streng vorzugehen und sprach daher sichtlich tadelnd:

„Dieser Kleinigkeit wegen konsultiren Sie mich? Wissen Sie, was Sie damit erreichen, wenn ich das Maal fortbeizen würde? Daß die Narbe Ihr Gesicht mehr entstellte, als dieser kleine Punkt, der wie ein Schönheitspflasterchen ansieht! Bestehen Sie noch auf die Entfernung desselben?“

„Nein,“ entgegnete Menate, durch seine Worte außer Fassung gebracht.

Sie erhob sich von ihrem Platz und fragte zögernd:

„Was habe ich für die Konsultation zu zahlen, Herr Professor?“

„Zwanzig Mark,“ sagte er, ihre elegante Toilette mit einem Blicke streifend.

„Dieser Kleinigkeit wegen!“ entfuhr es unwillkürlich erschreckt ihren Lippen.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, meine Zeit ist kostbar,“ entgegnete der Professor ernsthaft, „freuen Sie sich, daß Sie mir in die Hände gefallen sind. Wer weiß, ob nicht ein anderer, weniger freundlich gesinnter Arzt wie ich, Ihnen ein bleibendes Andenken auf Ihr Gesicht gezeichnet hätte. Und das wäre wirklich schade gewesen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Beschämt machte sich Menate auf den Heimweg und verschwieg den Vorfall wohlweislich zu Hause.

Natürlich hielt sie den Professor Jarno für den unangenehmsten Menschen der Welt.

Merkwürdigerweise schien er ihre Gefühle nicht zu theilen, denn er war den Tag über auffallend heiter gestimmt, lachte häufig, denn das bestürzte Gesichtchen des jungen Mädchens tauchte immer wieder vor ihm auf, und als sich nachmittags in seiner öffentlichen Klinik eine der Pflege besonders bedürftige Patientin einstellte, drückte er ihr ein 20-Markstück in die Hand, eine Liebesthat, die er armen Personen öfter angedeihen ließ.

\* \* \*

Einige Monate waren verflossen, der Frühling brach mit Macht in's Land, als Menate eines Abends von einem Besuche heimkehrte.

Hastig entledigte sie sich ihres beengenden Costüms, zog einen bequemen Schlafrock und Vaters weite Pantoffel an und streckte sich nun mit wohligen Behagen auf's Sopha. Bald darauf schlief sie ein.

Durch den Klang der Korridorlocke munter geworden, sprang sie auf, um als Erste die Zeitung zu erwischen, sie wollte ihrem Bruder zuvorkommen, mit dem sie allabendlich diesen Wettlauf begann.

Heute erreichte sie als Siegerin zuerst die Thür.

Mit triumphirendem Gelächter riß sie dieselbe auf und prallte entsetzt zurück, denn vor ihr stand — Professor Jarno in seiner ganzen, imponanten Erscheinung. Ihn sehen und mit einem

Schreckensruf verschwinden, war das Werk eines Augenblicks, während die großen Pantoffel als Siegestrophäen vor dem Verdutzten zurückblieben.

Er blickte erst auf diese, dann auf Bernhard, welcher aus vollem Halse lachte, bis ihn Letzterer, wohl mit Recht einen Besucher seines Vaters vermuthend, in das Arbeitszimmer desselben führte, indem er echt jugenhaft ausrief: „Meiner Schwester war's darum zu thun, vor mir die Abendzeitung zu erjagen, diesmal ist sie reingefallen, das gönne ich ihr!“

Der Professor ergözte sich höchlich an dem sonderbaren Zufall, der ihn so unermuthet mit der kleinen Schönheit zusammenführte, die er keineswegs vergessen hatte, trotz einmaliger Begegnung.

Er verstand ihr Zurückschrecken ganz gut. Sie schämte sich, denjenigen wiederzusehen, dem sie eine unangenehme Erinnerung verdankte. Er beschloß also großmüthig, ihren Besuch bei ihm völlig zu ignoriren.

Professor Jarno war in der Absicht erschienen, das Haus des Baumeisters für sich zu erwerben, um seine Klinik zu vergrößern; selbstverständlich völlig ahnungslos, wem er hier begegnen würde. — Menate hatte sich allmählich von ihrer Ueberraschung erholt, sie wartete mit Ungeduld auf ihren Vater, der bereits seit einer Stunde mit dem Professor konferirte. Sie konnte sich dessen Besuch gar nicht erklären, gleichzeitig regte sich die Furcht, ihr Vater könnte möglicherweise von jener ihr jetzt so fatalen Konsultation erfahren.

Wie von einer Last befreit, athmete sie auf, als der Besucher sich entfernte hatte.

Der Baumeister erzählte, welche Veranlassung den Professor zu ihm geführt.

„Der Kauf ist so gut wie abgeschlossen,“ sagte er vergnügt, „jedemfalls habe ich den Professor, der übrigens ein sehr lebenswürdiger Herr ist, zu morgen Abend eingeladen, um noch die wichtigsten Fragen zu erledigen.“

Doch mit einem Mal war die Angelegenheit nicht abgethan, banliche Veränderungen mußten besprochen werden, sodas sich ein reger Verkehr zwischen den beiden Parteien entwickelte, und bald war der Professor ein gerngesehener Gast, der die Stunden seiner Erholung dazu benutzte, Menatens Antipathie gegen sich in's Wanken zu bringen.

Das mußte ihm auch glänzend gelungen sein, denn eines Tages hielt er das reizende Mädchen in seinen Armen, indem er sie fragte:

„Menate, bist Du mir dieser Kleinigkeit wegen noch böse?“

Dabei strich seine Hand zärtlich über das kleine Maal, worauf sie lachend erwiderte:

„Im Gegentheil, eher zum Sterben gut.“

Es war an demselben Tage gewesen, wo der Kauf des Hauses perfekt geworden war, nachdem der Professor sich noch eine Kleinigkeit erbeten, nämlich die Hand Menatens von ihren Eltern, die sie ihm hochehrent bewilligt hatten.

„Wenn ich erzählen wollte, was uns zuerst zusammenführte, müßte ich beginnen: „Es war ein Maal —“

„Willst Du wohl still sein, böshafter Mensch!“ rief Menate lachend und schloß seinen Mund mit Klüssen.

## Die Kunst der Lebenswürdigkeit.

Plauderei von Dr. Adolph Kohut.

(Nachdruck verboten.)

Lebenswürdig möcht ich sein,  
Jedermann gefallen,  
Doch wie nimmt man Herzen ein,  
Wie gefällt man allen?

**S**o lautet der Anfang eines alten Liedchens — ob es aber unbedingt nöthig sein dürfte, allen zu gefallen, scheint uns sehr fraglich, da man bekanntlich manchmal anstößt, wenn man zu den sogenannten Allweltsfreunden gehört. Wohl aber erscheint es durchaus richtig, jedemann so zu erscheinen, daß

man uns der Liebe würdig findet und unser Auftreten dazu geeignet ist, die Herzen zu gewinnen. Die Lebenswürdigkeit eines Menschen besteht also, wie schon der Name sagt, in der Würdigkeit oder dem ihm innewohnenden Werthe, geliebt zu werden. Die Frage ist nun, welche Eigenschaften sind nöthig und müssen speziell der Frau und dem weiblichen Geschlechte überhaupt innewohnen, um sie der Liebe ihrer Umgebung werth zu machen?

Es bedarf wohl nicht erst des Beweises, daß es vor allem die Eigenschaften des Herzens sind, die Sympathie zu erwecken vermögen. Die hervorragendsten geistigen Veranlagungen, die bahnbrechendsten Entdeckungen und die charaktervollsten Thaten eines Menschen sind doch nicht dazu angethan, ihn lebenswürdig erscheinen zu lassen; im Gegentheil wissen wir aus Erfahrung, daß es sehr berühmte, geniale Männer und Frauen gegeben hat, die durch ihr abstoßendes Wesen das grade Gegentheil von lebenswürdig waren. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Napoleon I., dessen barsches und rauhes Wesen jeden abschreckte, und an die Königin Elisabeth von England, die eine große Fürstin und Diplomatin, aber eine recht garstige Frau war. Auch ist es nicht immer die Schönheit und der äußere Reiz, welcher die Herzen in Fesseln schlägt; es giebt bildschöne Frauen, die Bewunderung und Verehrung erwecken, die aber niemand lebenswürdig findet. Homer läßt die majestätische, prachtwolle Juno, die Königin der Götter, der er die höchste Schönheit zuerkennt, des geheimnißvollen Zaubers der Lebenswürdigkeit entbehren, und da sich diese Ehre selbst gestehen muß, daß sie ohne denselben keinen Einfluß auf ihren Herrn und Gebieter ausüben kann, so entlehnt sie sich den Gürtel der Amnuth von der Göttin der Liebe.

Dieses klassische Beispiel mag uns einen Fingerzeig darüber geben, worin der eigentliche Zauber und die Macht der Frau besteht. „Schönheit ist edle, äußere Form,“ sagt mit Recht eine Schriftstellerin der guten, alten Zeit, „aber Grazie ist der Ausdruck eines schönen Innern; Schönheit ist nur eine angenehme Eigenschaft des Körpers, die ohne Verdienst gegeben wurde, und es läßt sich bei ihr nicht mit Sicherheit auf dieselbe Beschaffenheit der Seele schließen; wohl aber bei der Amnuth, denn diese entsteht durch Geistesbildung, durch Harmonie der Gefühle und Gedanken; es giebt Gesichter mit vollkommen schönen Zügen, die uns doch nicht interessieren, uns kalt lassen, und im Gegensatz dazu Häßlichkeiten, die uns anziehen.“ Von Lotte von Stein, Goethes amnuthiger Freundin, schreibt Schiller: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst; eine ganz eigne Offenheit, ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Und Goethe sagt über die unschöne Rachel Barnhagen: „Sie ist in jedem Augenblick sich gleich, immer in einer Eigenart bewegt und doch ruhig, kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte. Man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten.“

Die eigentliche Grundlage der Lebenswürdigkeit ist jedoch nicht die Amnuth, die Grazie und Herzensbildung allein, sondern auch das ungekünstelte, selbstlose Wohlwollen gegen andre; hieraus folgt mit zwingender Gewalt, daß die Lebenswürdigkeit kein Ergebnis einer schlau ausgeklügelten Verstandeshätigkeit, sondern eine köstliche Frucht des Gemüths ist. Jene erhenkelte, mühsam erzwungene Lebenswürdigkeit, die manchen Damen und Herren eigen zu sein pflegt, kann nur einen kurzen Augenblick über ihre Werthlosigkeit täuschen, sie wird, sobald eine passende Gelegenheit kommt, wo man der Selbstsucht zu nahe tritt, die angenommene Maske schnell fallen lassen, während die wahre Amnuth nur der Abglanz einer geläuterten, großen Seele sein kann. Selbst diejenigen Mädchen und Frauen, die keine anderen Vorzüge, wie z. B. diejenigen des Geistes, Charakters und Talents besitzen, besitzen doch, wenn sie von der Vorsehung mit der Gabe der Lebenswürdigkeit beschenkt wurden, einen Zaubermantel, der ihre ganze Umgebung zu einer harmonischen und reizenden gestalten kann. Sie verstehen da-



Photographie-Verlag der Photograph. Union, München.

„Kamerad, hörst Du nichts?“ Nach dem Gemälde von Julius Adam. (Mit Text auf S. 72.)



Der erste Kuß. Nach dem Gemälde von Gustav Schrödter. (Mit Gedicht auf Seite 70.)

durch die brutale Kraft zu beschämen, zu besänftigen und den Mann zu veredeln, denn eine liebenswürdige Frau drückt den Stempel der Anmuth nicht nur sich selbst, sondern auch ihrer ganzen Umgebung auf, sie ist Alleinherrscherin im erhabensten und reinsten Sinne des Worts; durch die Liebenswürdigkeit vermag namentlich die Gattin das Haus, welches noch immer das köstlichste Gut auf Erden ist, zu einem glücklichen Eden umzugestalten. Mit Recht bemerkt in dieser Beziehung ein Aesthetiker: „Der Anblick eines in treuer Liebe vereinigten Paares erhebt wie das Wohlgefallen am Schönen, ohne unsre Selbstsucht in's Spiel zu ziehen, er wirkt ästhetisch und sittigend zugleich; sittigend wirkt er vor allem auf die Kinder; das Beispiel, das diese beständig vor Augen haben, der Geist werththätiger Liebe, der in einem solchen Familienverbande herrscht, erzeugt eine Atmosphäre, lauter und gesund, wie Bergluft, welche die empfänglichen Kindergemüther mit jedem Athemzuge in sich einsaugen und zum Segen für ihre ganze ethische Entwicklung unbewußt in ihr geistig Fleisch und Blut verwandeln. Es ist geradezu unberechenbar, wie viele gute Keime auf diesem Wege, ohne daß es der ausdrücklichen, moralisirenden Lehren der Eltern bedarf, in die Herzen der Kinder versenkt werden.“ Es sind nicht grade große Thaten, deren Summe die Kunst der Liebenswürdigkeit ausmachen, sondern in den meisten Fällen sind es nur Kleinigkeiten, die zusammenwirken und dieses Resultat erzeugen. Aus diesen einzelnen Mosaiksteinen und Steinchen bildet sich aber ein harmonisches und wunderbar ergreifendes Gesamtbild, und grade die Beobachtung und Ausübung solcher Kleinigkeiten trägt entschieden zur Eintracht in der Familie bei; „es ist ein Kleines, was die Jungen freudig und die Alten grämt,“ sagt schon ein altes Sprichwort.

In der Art und Weise nun, wie eine Dame kleine Aufmerksamkeiten erweist und in Wort und Schrift, im ganzen Thun und Lassen sich giebt, liegt ein undefinirbarer Reiz, der uns unwillkürlich den Ausruf erpreßt: „Welche Liebenswürdigkeit!“ Je unauffälliger, je schlichter und herzlicher solche kleinen Geschehnisse der Liebenswürdigkeit vor sich gehen, desto mächtiger wird ihre Wirkung sein; solche Bemühungen müssen eben mit Uneigenmütigkeit und einem Lächeln auf den Lippen geboten werden. Daß übrigens auch die Herren der Schöpfung sich zuweilen auf diese Kunst meisterhaft verstehen und daß sie nicht das ausschließliche Recht des zarten Geschlechts ist, ist zweifellos. Die Geschichte erzählt uns von manchen altigen Kleinigkeiten liebenswürdiger Männer, welche diesen Fall illustriren mögen. So eroberte sich z. B. Sir Walter Raleigh einst die Gunst der Königin Elisabeth, indem er bei einem Spaziergange seinen Mantel über eine Pflüge breitete, die welcher sich die hohe Dame ohne diese Galanterie sicher einen feuchten Fuß und gewiß auch den Schnupfen geholt hätte. Kleinigkeiten gewinnen oft sogar weltgeschichtliche Bedeutung, und Gellert hat Recht, wenn er singt:

Der meiste Krieg, der meiste Streit  
Entsteht durch eine Kleinigkeit,  
Die wird durch Unbescheidenheit  
Ein Zanf von großer Heftigkeit.

Die Liebenswürdigkeit der Frau hat auch eine unverwundliche Kraft, die über das Alter triumphirt, und sie giebt den mit ihr Bequaden jenen wunderbaren Heiligenschein, der sie selbst im Alter mit unachahmlicher Grazie umkleidet und ihre Nähe so anziehend macht; es ist jener Zauber der Unnahbarkeit, der die Frau im Leben wie eine Rose im dunklen Laube stehen läßt. In ihr prägt sich die eigentliche, ewige Jugend aus, von der unsere Dichter so viel singen und sagen, und Rousseau hat Recht, wenn er behauptet, daß die Anmuth nicht wie die Schönheit verwelke, sie habe Leben und erneuere sich. Eine reizende Frau, die Anmuth besitzt, gefällt ihrem Manne 30 Jahre nach der Hochzeit noch ebenso gut wie am ersten Tag; Torquato Tasso sagt treffend:

O Zanberkraft in eines Weibes Thränen,  
In einer süßen Zunge Schmeichellaut!  
Anmuth'ger Lieb' entsteigen gold'ne Ketten,  
Und keiner ist aus ihrer Faust zu retten!

Wenn auch die Liebenswürdigkeit im Allgemeinen ein angeborenes Talent ist, wofür man Gott nicht genug danken kann, so ist doch die Kunst derselben, edle Anlagen vorangesetzt, nicht allzuschwer zu erlernen. Vor allem gehört hierzu etwas Selbstbeherrschung und Bescheidenheit. Je weniger sich eine Frau ärgerlichen Stimmungen und nervösen Launen überläßt, je weniger sie bestrebt ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, desto eher wird es ihr möglich sein, durch die Eigenschaften ihres Geistes, Gemüths und Herzens zu glänzen, Liebe und Sympathie zu erwecken; denn jene Art der Liebenswürdigkeit, deren ganzes Sinnen darauf geht, das liebe Ich möglichst auffallend in den Vordergrund treten zu lassen, bringt nur eine entgegengesetzte Wirkung hervor; sie verhält sich zu der wahren, wie falsche Diamanten zu den echten, oder wie geschminkte Wangen zu den natürlichen, da sie einen Werth läßt, den sie nicht besitzt. Mit der Liebenswürdigkeit aus Berechnung, Gewohnheit, Bequemlichkeit, Bedürfnis, Langlewille, Koketterie hat eben die wahre Herzensanmuth nichts zu thun. Die geschminkte Liebenswürdigkeit wird in ihrer Hohlheit bald erkannt, während diejenige, welche das Haus zu einer Pflegetätte schöner Menschlichkeit und geselliger Liebenswürdigkeit zu machen und sich dabei als Vorbild hinzustellen versteht, als Triumphatorin in der Arena des Lebens erscheint.

Wollen wir nun noch von den ferneren kleinen Ringen reden, die die goldene Kette der Liebenswürdigkeit ausmachen, so müssen wir auch der Pünktlichkeit und Ordnung Erwähnung thun. Die Pünktlichkeit ist nicht nur die Höflichkeit der Könige, sondern auch die Höflichkeit liebenswürdiger Frauen, welche durch Ordnung, diese segensreiche Himmelstochter, ihre Häuslichkeit zu einer gesegneten gestalten. Die Pünktlichkeit braucht deshalb aber nicht mit Steifheit, Pedanterie Hand in Hand zu gehen; eine graziose Frau bedarf wahrlich derartiger Requisiten nicht, um Ordnung zu schaffen und überall methodisch vorzugehen!

Die Liebenswürdigkeit muß überdies eine allgemeine sein, sie darf nicht Rücksicht auf Stellung und Rang nehmen, sondern muß sich jedermann gegenüber gleich bleiben, und aus jedem Wort und jeder Bewegung muß das Interesse hervorleuchten, welches die Frau, die mit uns spricht, an unserem Wohlergehen nimmt.

Als ein schönes Musterbild wahrer Liebenswürdigkeit kann uns Frau „Aja“, die Mutter Goethes, dienen, die in klarer Selbsterkenntnis sich über sich selbst einmal äußerte: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen. Ich habe die Menschen sehr lieb, das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Präntension durch die Welt, suche mir von jedem Menschen die guten Seiten auszuspähen und überlasse die schlechten dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, sie abzuschleifen; bei dieser Methode fühle ich mich voll Glück und Vergnügen.“ Daher nannte sie auch Wieland mit Recht die Königin aller Weiber, die Herz und Sinn des Verständnisses haben, und daher zeigte sie sich auch noch im hohen Alter von gleicher herzugewinnender Liebenswürdigkeit, die alle Welt bezauberte und überall, wo sie erschien, Leben, Freude und Liebe verbreitete. Ein köstliches Wort hat einmal Herzog Karl August von ihr gesagt: „Sie trägt eine Glorie um ihre alte Mütze.“

Fassen wir nun das hier Gesagte kurz zusammen, so glauben wir, daß die ganze Kunst der Liebenswürdigkeit darin besteht, Liebe und Herzen zu säen, und wer dies versteht, wird auch Liebe und Herzen ernten. Es wäre sehr zu wünschen, daß unseren modernen jungen Mädchen, deren Verstand und Geist ja so sehr geübt wird, die in alten häuslichen und geselligen Künsten erzogen werden, und die auch dem Sport huldigen, neben all' den hohen und höheren Unterrichtszweigen zugleich auch die vornehmste aller Künste, die der Liebenswürdigkeit, beigebracht werde. Die frühere Kaiserin von Rußland hat in dieser Beziehung der modernen Pädagogik eine bittere Pille zu schlucken gegeben; sie besuchte einst eine

höhere Töchterschule in St. Petersburg und stellet während der Prüfung plötzlich die Frage: „Was ist Liebe?“ Die jungen Damen schienen verwirrt und blieben die Antwort schuldig. Die Vorsteherin erbat sich die Erlaubnis, Ihrer Majestät mittheilen zu dürfen, daß sie dieses gefährliche Thema noch nie berührt hätte, die jungen Mädchen den Sinn desselben noch garnicht faßten, doch die hohe Frau entgegnete streng: „Die Liebe ist durchaus kein gefährliches Thema, Madame, sie sollte das Bedeutendste im Leben jedes Weibes sein; zuerst die Liebe zu den Eltern, dann die Liebe der Gattin zu dem Mann und den Kindern und jederzeit die Liebe zu dem Nächsten.“ Und was von der Liebe gilt, gilt auch von der Liebenswürdigkeit; besonders dann, wenn die Liebe durch den Silberblick eines reizenden Lächelns verklärt wird, denn ein solches Lächeln hat schon manchem Manne Glück gebracht. „Du lächelst mir zu,“ sprach Petrarca einst zu seiner Laura, „und ich dachte, es sei Frühling, und in meinem Herzen sproßten die Blümchen der Hoffnung.“

König Georg VI. von England suchte einmal eine Erzieherin für seine Kinder; eine Miß Campbell wurde ihm als sehr charaktervoll und liebenswürdig bezeichnet, doch fügte man hinzu, daß ihre sonstigen Fähigkeiten nicht besonders hervorragend seien. „Talente können wir uns kaufen, aber Liebenswürdigkeit nicht,“ entgegnete der König und engagierte die Dame.

## Der erste Kuß.

(Zu unserem Bilde auf Seite 69.)

Der Hain so still und die Luft so lan,  
— Empor, Ihr Herzen, empor! —  
Und die Gräser benezt vom Morgenthau,  
Und Lerchenfang in des Aethers Plan  
Dringt süß an's lauschende Ohr.

Und drunten wandelt ein Menschenpaar,  
— Empor, Ihr Herzen, empor! —  
Mit Wangen so roth, mit Augen so klar,  
Und so heiß das Blut und so lockig das Haar  
Und die Glieder im Maienflor.

Wie wonnig ist Jugend und Frühlingszeit,  
— Empor, Ihr Herzen, empor! —  
Wie schwillt da die Brust, wie wird sie so weit,  
Und hinauf zur Pforte der Ewigkeit  
Hallt der Wesen jubelnder Chor.

Und wie sie sich schauen in's Angesicht,  
— Empor, Ihr Herzen, empor! —  
Aus den Augen der Strahl der Liebe bricht,  
Und stammelnde Worte die Lippe spricht,  
Und die Sehnsucht schlägt flammend hervor.

Und im seligen Kusse berührt sich ihr Mund,  
— Empor, Ihr Herzen, empor! —  
Das Glück schwebt leis durch den Waldesgrund,  
Und die Blumen duften und schmücken sich bunt,  
Und die Drossel klagt schmachtend im Mohr.

Max Kempner-Hochstädt.

## Aphorismen.

Die Frau ist zur Besta oder Bestalin des Hauses, nicht zur Oceanide des Weltmeers bestimmt, und auch mit dem wärmsten Herzen wird sie nicht Weltbürgerin, sondern nur Hausbürgerin sein. Jean Paul.

Des Mannes Sache ist es, zu verdienen; Sache der Frau, richtig auszugeben. J. Michelet.

Es ist ganz gut, wenn die Frau Wasser unter den Wein mischt; Eheleute sagen einander in einer Woche mehr Wahrheiten, als der Ehelese in Jahren erfährt, und das ist gut. J. Weber.

Je mehr der Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen. Menschen, deren Lachen stets affektirt und gezwungen herauskommt, sind intellektuell und moralisch von leichtem Gehalt; wie denn überhaupt die Art des Lachens und anderseits der Anlaß dazu sehr charakteristisch für die Person ist. A. Schopenhauer.

Die Liebe kann so wenig wie das Fener ohne fortwährende Bewegung existiren; sie hört zu leben auf, wenn sie nicht mehr hofft oder fürchtet. Rochefoucault.

# Kunst und Wissenschaft.

Von

Dr. Adalbert von Hanstein.

**A**it dem Bilde eines bedeutenden Lehrers des Strafrechts möge heute unsere kleine Galerie eröffnet werden. So fern diese Disziplin dem Interesse meiner Leser auch sonst stehen mag, so wird der Name des Professors Franz von Liszt doch vielen derselben bekannt sein. Denn als dieser Gelehrte im vorigen Jahr von Halle her an die Universität Berlin berufen wurde, da empfand man es in weiten Kreisen, daß durch diese Berufung nicht nur eine einzelne Persönlichkeit, sondern eine ganze neue Richtung auszeichnende Anerkennung erfahren hatte. Der Umschwung der Anschauungen in der modernen Welt und die tiefen Einblicke in die sozialen Verhältnisse haben eben dazu geführt, daß man auch die furchtbare Erscheinung des Verbrechens nicht etwa zu entschuldigen, aber doch zu erklären versucht, aus sozialen Verhältnissen oder aus geistiger Veranlagung. Ja, zu den gelesesten populären Schriften gehören ja augenblicklich diejenigen des Italiensers Lombroso, der das Genie sowohl wie auch das Verbrechertum mehr oder weniger als eine Form des Wahnsinns auffaßt. Gegenüber solchen vertriebenen Liebertreibungen ist es wesentlich ein Verdienst des Forschers Franz v. Liszt, in ganz andern Sinne eine Betrachtung des Verbrechertums vom modernen Standpunkte aus angeregt zu haben. Als ein Beter des berühmten Virtuosen und Dirigenten gleichen Namens wurde er am 2. März 1851 in Wien geboren und studierte später in seiner Heimathstadt, in Göttingen und in Heidelberg. Nachdem er, vierundzwanzigjährig, sich als Privatdozent für Strafrecht in Graz habilitiert hatte, wurde er vier Jahre darauf als ordentlicher Professor nach Gießen berufen, und im Laufe der nächsten zehn Jahre fand er in gleicher Eigenschaft seinen Weg über Marburg nach Halle, um wiederum zehn Jahre später in die Berliner Universität einzuziehen. Seine ersten Arbeiten hatten sich auf Meineid und falsches Zeugniß, auf die falsche Aussage vor Gericht, auf das österreichische und das deutsche Preßrecht bezogen. Im Jahre 1881 aber gab er ein umfassendes Lehrbuch des deutschen Strafrechts heraus, das durch eine große Zahl von Auflagen schnell zu einem beherrschenden Werke werden sollte, und im selben Jahre gründete er im Verein mit seinem Fachkollegen Dochow eine Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. Im folgenden Jahre erschien dann sein epochemachendes Buch: „Der Zweckgedanke im Strafrecht“. Hier entwickelte er vor allem seine Auffassung des Verbrechens als einer sozialen Krankheitserscheinung. Damit trat er in deutlichen Gegensatz sowohl gegen die frühere rein philosophisch abstrakte Betrachtungsweise des Verbrechens wie auch gegen die naturwissenschaftliche Ausführungsweise Lombrosos und betonte vor allem den Zweck der Strafe, der ja in der Besserung des Verurtheilten und in der Vorbeugung des Verbrechens, bestehen soll. Um seinen Anschauungen und denen seiner Genossen und Anhänger weiteren Nachdruck verleihen zu können, rief er im Jahre 1888 die internationale kriminalistische Vereinigung in's Leben, vor allen Dingen unter Mitwirkung des Professors Prins und des Professors Gamel in Amsterdam. Diese Vereinigung bezweckte eine vollständige Umwälzung des Strafrechts und Strafvollzugs, mit der ausgesprochenen Absicht, dem immer drohenden anwachsenden Verbrechertum wirksam entgegenzutreten. Von der Jurisprudenz wenden wir uns zur Kunst. So verschieden die beiden Gebiete auch sein mögen, der gemeinsame Zeitgeist läßt sich doch bei beiden wahrnehmen. Das fiel mir wieder besonders auf, als ich unlängst das Atelier eines jüngeren Malers besuchte, das des rühmlichst bekannten Porträtisten Erich Brunkal. Zufällig fand ich auch ihn gerade beschäftigt mit der Studie zu einem Bilde, das die Person eines Verbrechens in einer Gerichtsscene darstellt und das, soweit man aus der erst sichtlich entworfenen Skizze schließen konnte, auf dem figurenreichen Bilde ähnliche soziale, humane Gedanken zum Ausdruck bringen wird. Kein Wunder daher, daß beim ersten Eintritt in das eigentliche Atelier uns die Züge desjenigen entgegenleuchten, der am Kreuze noch dem reinigen, sterbenden Schächer die Verzeihung verkündete. Aber das erste, was uns auffällt im Gegensatz zu andern Christusköpfen, ist die große, gewaltige Denkerstirn, die, wie üblich vom schlichtgeheilten Haar umflossen, in ihrer wunderbar regelmäßigen Bildung und großartig plastischer Ausarbeitung, leuchtet wie von innerem Licht, den hoheitsvollen Geist ankündigt. Und zum zweiten fesseln uns die großen wunderbaren Augen; das ganze Wesen der Menschheit, das der gewaltige Ringersich überwunden, glänzt in heiliger Wehmuth daraus hervor, und wir vermögen den Blick nicht abzuwenden von ihnen, die uns das ganze Erdentleid des todtgeweihten Siegers erzählen und doch verkündet sind von einem überirdischen, seligen Glanze. Dies Bild, von einer früheren Ausstellung bei Schulte in Berlin einigen meiner Leserinnen vielleicht bekannt, bildet gewisser-

maßen den Grundtext zu allem, was Brunkal bisher geschaffen und noch vorbereitet. Die Christusgestalt tritt bei ihm ähnlich wie bei dem bekannten Fritz von Uhde, aber doch in ganz anderer Auffassung, überall als große, weckende, befreiende und erlösende Idee auch in das Leben des Alltags hinein. Da hängt an der Wand ein werdendes Bild. In lebhafter Plastik gemalt, zeigt es eine Familienscene: Gatte und Gattin haben einen Streit gehabt. Er kehrt sich von ihr ab; da leuchtet ihm durch das nachtdunkle Fenster nebelhaft verschwommen, mahnend das Christusantlitz entgegen, das er in diesem Augenblick wahrscheinlich mit dem inneren Auge erschaut. „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ heißt ein anderes Bild, das einer sterbenden, von schluchzenden Kindlein umringten Mutter das innerlich erschaute Bild Jesu vorführt, der liebevoll an sie herantritt, von glücklichen Kleinen umgeben, die gewissermaßen trostreich die Fürsorge auch für ihre Hinterlassenen verheißen. Noch unvollendet ist das Bild, das an einem märkischen See mit flachen, grünen Ufern eine Schaar einfachsten Volkes, Männer, Frauen und Kinder, darstellt, von denen Christus freundlich Abschied

reinsten Reuschheit. Visionen malt Brunkal mit Vorliebe, und „Vision“ nennt er auch ein Gemälde, auf dem eine Mutter knieend ihr neugeborenes Kind emporküßt und mit dem glaubensvoll nach oben gerichteten Augen visionär die Jungfrau Maria erschaut. So trägt er das Mystische überall in das Leben hinein und läßt auf einem andern Bilde, das geradezu ein Belichtungskunstwerk genannt werden muß, einen auf seinem Divan ausgestreckten, sterbenden Küstling, die bleichen Züge grell von der Lampe beschienen, in grellen Gegensatz treten zu der in blauem Märchenduft entwindenden Gestalt, die ihm das tödliche Kraut der Belladonna in den Händen zurückläßt. Daß Brunkal aber auch ohne Visionen zu ergreifen vermag, das beweist das kleine Bild „Heimathlos“, das nur die Gestalt eines schlichten, aus seiner Stellung entlassenen Dienstmädchens zeigt, das, an der Treppe stehend, ganz realistisch gemalt bis auf Kleid und Schürze, in den wehmüthigen Augen das tiefe Elend der Heimathlosigkeit ausdrückt. Diese Fähigkeit, strenge Wirklichkeit mit tiefer Seelenprache zu vereinigen, macht Brunkal zu einem der hoffnungsreichsten Porträtmaler der Zukunft, und eine Reihe markanter Bildnisse bedeutender Persönlichkeiten, die das Atelier schmücken, beweisen durch die plastische Modellirung der Stirn und des Gesichts und die lebenden Augen, daß hier Brunkals eigentlichstes Feld ist. — Und nun nach dem Maler eine Schriftstellerin! Marie Hirsch, die meinen Leserinnen unter dem männlichen Pseudonym Adalbert Meinhardt wohl bekannt ist, wurde am 12. März 1848 in Hamburg geboren, wo ihre aus Wien stammenden Eltern sich ein Jahr zuvor niedergelassen hatten. Nachdem sie anfangs durch Privatunterricht vorbereitet war, besuchte sie eine Mädchenschule bis zur Selektion, und indem sie dauernd in ihrer Geburtsstadt wohnte, bildete sie ihren Geist aus durch eifriges Lesen und durch weite und große Reisen mit ihren Geschwistern. So lernte sie nicht nur die Schweiz, Oesterreich, Paris und Italien kennen, sondern auch England, Schottland, Dänemark, die Pyrenäen, Spanien, Tanger, Athen und Konstantinopel. Da sie dabei immer viel Kunstgeschichte trieb, so bildeten Aufsätze aus diesem Fach für vornehme Zeitschriften ihre ersten Arbeiten. Auch ihre ersten Erzählungen waren Reise-Novellen, von denen sie mehrere Bände herausgab, jedoch vermischt mit „Heimathsnovellen“. Ihre Märchen und Skizzen „Das blaue Buch“ und ihre weiteren Veröffentlichungen „Heinz Kirchner“, „Mimen“, „Moderne Zwiegespräche“, „Norddeutsche Leute“, „Das Leben ist golden“, „Stilleben“ erregten ebensoviel Interesse, wie ihre geschmackvollen Uebersetzungen aus dem Spanischen und Italienischen. Einen männlichen Genossen stellen wir ihr zur Seite in der Person von Paul Remer. Geboren wurde er in Gadow bei Waren in Mecklenburg am 16. Juni 1867. Nachdem er das Gymnasium seiner Heimathstadt durchgemacht hatte, studierte er erst in Rostock, Berlin und Heidelberg, dann in Zürich und Paris neue Sprachen und deutsche Litteratur. Nachdem er dann in Deutschland den Doktorgrad erlangt hatte, kehrte er in die Hauptstadt an der Seine zurück und versetzte sich in das Studium der neuen französischen Litteratur. Ohne daß er sich eigentlich zum Kritiker berufen fühlte, machte er doch naturgemäß seine neu erworbenen Kenntnisse nutzbar, indem er für verschiedene bedeutende literarische Zeitschriften Berichte über das moderne, geistige Frankreich schrieb, die gern gelesen wurden. Sein Entwicklungsgang führte ihn auch zum Studium Heinrich Heines, der ja gleich ihm in inniger Beziehung zu Paris gestanden hat, und so entstand seine Arbeit über die freien Rhythmen in Heines Nordseebildern. Später ließ er eine Abhandlung über Storm als norddeutschen Dichter folgen. Vor allem aber fühlte er sich als Lyriker, und namentlich seine ersten Gedichte zeigten viel natürliche Grazie und feste Friche, während er später nicht immer günstig vom Franzosenthum beeinflusst wurde. Viel lebenswürdigen Humor zeigt seine Sammlung „Unterm Regenbogen!“ Zum Schluß noch ein Mann der Wissenschaft: Oskar Hertwig wurde am 21. Mai 1849 geboren in Friedberg bei Frankfurt a. M. und ging im neunzehnten Lebensjahre nach Jena zum Studium, das er in Zürich und Bonn fortsetzte. Nachdem er eine Zeit lang in Bonn bei dem berühmten Anatomen Max Schultze Assistent gewesen war, habilitirte er sich in Jena als Privatdozent und wurde im zweiunddreißigsten Lebensjahre Professor der Anatomie an dieser Universität. Sieben Jahre später erhielt er einen Ruf als Direktor des zweiten anatomischen Instituts in Berlin. Seine ersten sehr bedeutungsvollen Untersuchungen hatte er in Gemeinschaft mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder ausgeführt, der während der ganzen Studienzeit und bis zu seiner Fortberufung von Jena sein treuer Genosse gewesen war. Sowohl die damals von beiden unternommenen Arbeiten, wie auch Oskar Hertwigs spätere alleinigen Untersuchungen erstrecken sich zum größten Theil auf die Entwicklungsgeschichte, über die sie viel neues Licht verbreitet haben. Ein sehr weitverbreitetes Buch ist Oskar Hertwigs Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbelthiere.



Franz von Liszt.



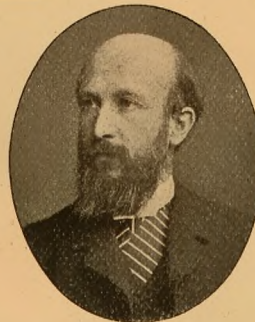
Erich Brunkal.



Marie Hirsch.



Paul Remer.



Oskar Hertwig.

nimmt. Schon wird am Ufer der Rahn gelöst, der den Heiland weitertragen soll zu andern hilfsbedürftigen Menschen, aber verhöhnt schimmert der Goldglanz der untergehenden Sonne über die Baumwipfel und das schimmernde Wasser bis auf das saustgeneigte Haupt des Erlösers, der mit dem letzten Händedruck gleichsam die Worte spricht: „Ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“ — so daß das feindlich abgewendete Antlitz eines Spätters den friedlichen Eindruck nicht stören kann. Mit der Seelenstimmung die Landchaft in Einklang zu bringen, ist überhaupt das Bestreben des Malers. Daher ergreift auch sein symbolisches Bild „Auferstehung“. Mitten in einer märkischen Ebene, einsam und schauerlich, wo düsteres Gewitter über den fernen Baumwipfeln schwebt, unter dem schweren, dunklen Himmel, ist ein einfames Grab eröffnet. Noch hat das unheimliche Gerippe, Tod genannt, die Schaufel in das aufgeworfene Erdreich gestoßen, aber die Seele einer Frauengestalt, als zarter Schemen gemalt, ist daraus hervorgeflogen und sinkt jetzt zitternd in die Knie vor der Lichtgestalt des Erlösers, der sie aus dem Grabe befreit hat. Ganz in Dutt getaucht, sehen wir auf einem andern Bilde „Das Gebet“ symbolisch dargestellt als eine lichte Mädchengestalt, mit gefalteten Händen von

## \* Bunte Sammel-Mappe. \*

**Der Kronprinz des Deutschen Reiches.** (Zu unserm Titelbilde.) Am 6. Mai wird Kronprinz Friedrich Wilhelm 18 Jahre alt und damit nach dem Hausgesetz großjährig. Er ist in letzter Zeit sehr gewachsen, und das runde, volle Gesicht, das man an ihm gewöhnt war, ist etwas schmal geworden, wohl infolge des Wachstums und auch der Anstrengungen für das Abiturientenexamen, das er an der Kadettenanstalt in Plön in den letzten Tagen des Februar bestand. Bei seiner Großjährigkeit bezieht er das Kabinetshaus in Potsdam, erhält einen eigenen Hofstaat und wird Frontdienst im 1. Garderegiment z. F. thun. Der militärischen Ehrenstellungen hat er übrigens mancherlei. Er ist nicht nur preussischer Leutnant im 1. Garderegiment, sondern steht auch à la suite des 2. Garde-Landwehrregiments und derjenigen sächsischen, bairischen, württembergischen, österreichischen und russischen Regimenter, deren Chef-Inhaber sein Vater ist. Der Kronprinz hat nach den Traditionen des Hohenzollernhauses auch ein Handwerk gelernt und zwar die Drechserei. Er ist ein vortrefflicher Reiter, leistet Hervorragendes als Kunstfahrer auf dem Zweirad, spielt gut Violine und verspricht auch ein tüchtiger, trefflicherer Jäger zu werden. Seinen ersten Hirsch hat er, unter Anleitung seines kaiserlichen Vaters, am 2. November v. J. im Wildpark bei Potsdam geschossen. Er hat bereits einige Incognitoreisen unter Leitung seines Gouverneurs unternommen und sich auf diesen auch mit den industriellen Verhältnissen vertraut gemacht.

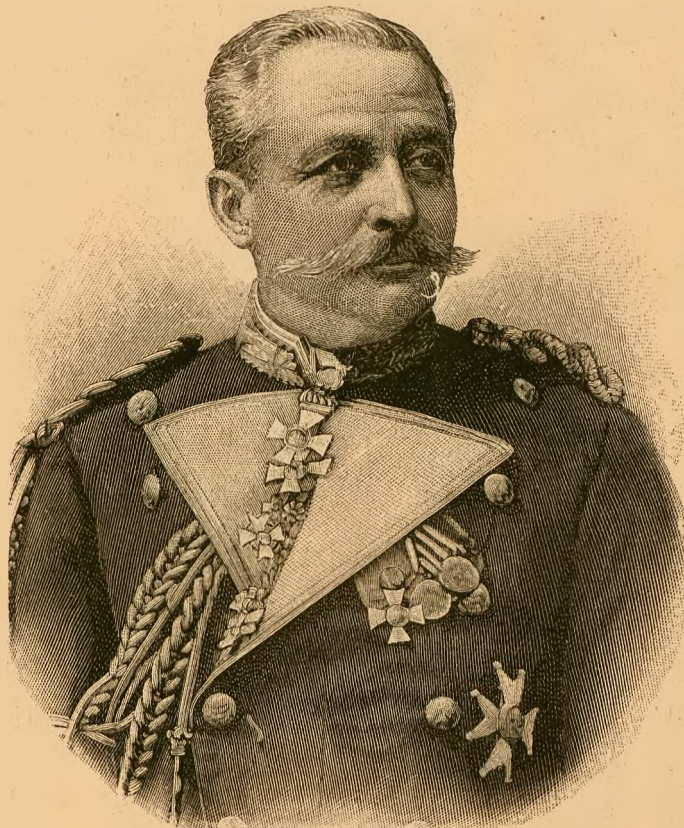
„Kamerad, hörst Du nichts?“ (Zu unserm Bilde auf Seite 68.) Diese allerliebste Scene, die von Julius Adam mit bewunderungswürdiger Virtuosität gemalt ist, führt uns eine jedermann wohl-bekannt Situation vor. Es ist der uralte Antagonismus zwischen Kage und Maus. Zwei Freunde, nennen wir sie Murr und Hidigeigei, wandeln an einem Sonntagmorgen in beschaulicher Zufriedenheit über den Hof ihres Domizils. An dem Hausfloß dicht unter der Futterraufe, wo sie gewöhnlich der Magd beim Zerhacken des Brennholzes zuzuschauen pflegen, lassen sie sich behaglich nieder, um ihre Morgentoilette zu vollenden. Plötzlich — Hidigeigei beleckt sich gerade sehr sorgfältig die rechte Vorderpfote, spitzt Murr die Ohren und wisperst dem Freunde in seiner Miausprache leise zu: „Kamerad, hörst Du nichts?“ Nun verhalten sich beide — für Kagen komisch zu sagen — ganz mäuschenstill und lauschen gespannt. Und richtig, ein salt unhörbares Knistern und Rascheln und Ragen! Kein Zweifel, der Erbfeind ist in der Nähe. Und ein schmachtender Sonntagmorgen dazu! Ein Moment des Ueberlegens, des leisen Berathens, des Zuwartens, um den Feind recht sorglos zu machen — dann ein blitzschneller Sprung — der Feind ist überrumpelt, er kann nicht mehr entkommen. Wenige Minuten später wandeln Murr und Hidigeigei wieder über den Hof, noch zufriedener und behäbiger wie vorher — wie brave Bourgeois nach einem Auserfrühstück.

**Robert v. Puttkamer.** (Zu nebenstehendem Bilde.) Am 15. März verschied auf seinem Gute Karzin in Pommern Robert v. Puttkamer, der im letzten Jahrzehnt der Regierung Kaiser Wilhelms I. als Kultusminister und Minister des Innern eine hervorragende Rolle gespielt hat. Robert Viktor v. Puttkamer wurde am 5. Mai 1828 zu Frankfurt a. O. geboren; von 1846 bis 1850 studierte er zu Berlin, Heidelberg und Gießen die Rechts- und Staatswissenschaften, daneben auch Geschichte und moderne Sprachen. Im April 1850 kam der junge Jurist als Assessor an das Stadt- und Kreisgericht zu Danzig. Im Januar 1852 trat er als Regierungsreferendar zur Verwaltung über, wurde im Mai 1854 Regierungsassessor und im Dezember desselben Jahres als Hilfsarbeiter in die Eisenbahnabtheilung des preussischen Handelsministeriums berufen. Im Januar 1859 ging er als Oberpräsidialrath nach Koblenz und war vom März 1861 bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 Landrath des Kreises Demmin in Pommern. Während des Feldzugs in Oesterreich bekleidete von Puttkamer das Civilkommissariat von Mähren. Im September 1866 wurde er als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Inneren berufen, und vom November

1867 bis Mai 1871 fungirte er als vortragender Rath im Bundeskanzleramt. Im Mai 1871 Regierungspräsident von Gumbinnen, seit Dezember 1877 Bezirkspräsident von Deutsch-Lothringen, im März 1877 zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt, wurde v. Puttkamer nach dem Rücktritt Falks am 14. Juli



**Robert v. Puttkamer. †**  
(Text nebenstehend.)



**Admiral August Thomsen.**  
(Text nebenstehend.)

1879 an die Spitze des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten berufen. Ein Erlaß des Ministers vom 21. Januar 1880 führte in den preussischen Schulen die allbekannte, berichtigte deutsche Orthographie ein. Am 17. Juni 1881 übernahm v. Puttkamer das Ministerium des Innern, das er sieben Jahre lang verwaltet hat, bis er am

8. Juni 1888 zurücktrat. Am 1. Januar 1889 erhielt v. Puttkamer den Schwarzen Adlerorden, am 29. März desselben Jahres erfolgte seine Berufung in das preussische Herrenhaus, und am 5. Juli 1891 wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Pommern ernannt. Am Schluß des vorigen Jahres nöthigte ihn ein schweres Herzleiden, seinen Abschied zu nehmen.

**Admiral August Thomsen.** (Zu nebenstehendem Bilde.) Anlässlich seines letzten Besuchs in Wilhelmshaven hat der Deutsche Kaiser den Chef der Marinestation der Nordsee, bisherigen Viceadmiral Thomsen, zum Admiral befördert, was als eine besondere Auszeichnung betrachtet werden muß, da Thomsen diese höchste Rangstufe in der Marine schon im Alter von 53 Jahren erreicht hat. Zu der That gilt Thomsen, der seit Jahren beim Kaiser in hohem Ansehen steht, in Marinekreisen als ein sehr befähigter Führer, der mit reichem Wissen praktische Erfahrung verbindet. Gustav Friedrich August Thomsen ist am 6. August 1846 zu Oldenswort in Schleswig-Holstein geboren und trat 1862 als Kadett in die preussische Marine ein. Im nächsten Jahre wurde er See-Kadett, 1867 Leutnant z. S., 1869 Oberleutnant zur S., 1872 Kapitänleutnant, 1878 Korvettenkapitän, 1885 Kapitän z. S., 1890 Kontreadmiral, 1895 Vizeadmiral. Als Vorstand der militärischen Abtheilung im Reichsmarine-Amt hatte er ein entscheidendes Wort in Artilleriesachen zu sprechen, ebenso als Inspekteur der Marine-Artillerie. Das außergewöhnlich lange Verbleiben in der letzten Stellung, fünf volle Jahre, erklärt sich dadurch, daß Thomsen in jener Zeit sich das Ziel steckte, die Schnellfeuer-Artillerie in die deutsche Marine einzuführen. Diese Aufgabe darf, dank der zähen Energie Thomsens, im wesentlichen als gelöst betrachtet werden.

**Der Senior des Vogelreichs.** Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß von allen Vögeln der Habe das höchste Lebensalter erreicht und daß ihm in dieser Beziehung am nächsten der Königsadler steht. Gelegentlich einer sorgfältigen Untersuchung dieser Frage wurde aber nicht nur die Unrichtigkeit dieser Annahme festgestellt, sondern es ergab sich das höchst erstaunliche Resultat, daß der Rekord der Lebensdauer einem Vogel zukommt, von dem dies wohl niemand erwartet haben wird, nämlich unserer braven Hausgans! Es wurde konstatiert, daß eine Gans das höchst respectable Alter von 80 Jahren erreicht hat. Zum Festbraten dürfte dieser Greis sich allerdings nicht mehr gut geeignet haben. Bei einer Schleiereule wurde ein Alter von 68 Jahren festgestellt, dann erst kam ein Habe von 59 und demnächst allerdings ein Adler von 54 Jahren. Also die Gans schlug das nächstälteste Thier um volle 12 Jahre. Interessant ist dabei, daß die drei ältesten dieser vier Vögel weiblichen Geschlechts waren. Bekanntlich ist durch viele Statistiken erwiesen, daß auch beim Menschen das weibliche Geschlecht das höhere Lebensalter erreicht; sollte das ein allgemeines Naturgesetz sein?

**Zu große Thierliebe.** Der englische Major Dood, der nach einem 47-jährigen Aufenthalt in Indien nach England zurückkehrte, erzählte u. a. von einem Brahminen in Benares, mit welchem er gut bekannt geworden war. Dieser Mann hütete sich so sehr, den Tod irgend eines lebendigen Geschöpfes zu verursachen, daß er bei den Spaziergängen einen Diener mit einem Besen vorangehen ließ, um die Insekten wegzujagen, die er sonst in Gefahr gebracht hätte, durch ihn zertreten zu werden. Zu demselben Zweck ließ er, wenn er aß, die Luft vor seinem Gesichte durch einen Fächer in Bewegung setzen, um Mücken, Käfer u. s. w. von sich abzuhalten, um sie nicht etwa unversehens zu verschlucken. Ein schadenfroher Europäer schenkte ihm ein Mikroskop und veranlaßte ihn, einen Tropfen seines Trinkwassers unter diesem Glase zu betrachten. Als der Brahmine die darin lebenden Infusionsthierchen erblickte, warf er das Instrument heftig zur Erde, daß es zerbrach, und schwur, nie wieder einen Tropfen Wasser zu nehmen. Er hielt sein Gelübde unverbrüchlich und starb. Fürwahr, ein seltener Herotismus, den wir nicht so leicht anderswo finden werden.